

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 23 (1933)  
**Heft:** 39  
**Rubrik:** Rundschau

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 20.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

fuhr der Chef fort. „Von Ihnen, Groß, kann ich annehmen, daß Sie die Kopie nie gehabt haben?“

„Ganz richtig“, antwortete Groß geschmeidig, „ich habe die Kopie nur einmal, und zwar auf Wells Schreibtisch gesehen.“

„So, so. Und darf ich Sie fragen, Groß, was dies hier ist?“

Mit diesen Worten öffnete der Chef ein Schubfach seines Schreibtisches und entnahm ihm eine Handvoll Papierschnitzel.

„Was ist dies, Groß?“, fragte Herwood noch einmal. „Nein, antworten Sie nicht, ich werde es Ihnen sagen: es sind die zerrissenen Stücke der gesuchten Kopie, die ich selbst heute während Ihrer Abwesenheit zum Essen in Ihrem Papierkorb gefunden habe.“

„Aber ich weiß nicht .... ich gebe Ihnen die Versicherung ....“, begann Groß zu stottern.

„.... daß der Brief nicht in Ihrem Schreibtisch gewesen ist? Wollten Sie das sagen?“, fragte der Prinzipal. „Dann lassen Sie mich Ihnen sagen, daß das Papier sogar ganz sicher in Ihrem Schreibtisch war, denn .... ich selbst habe es hineingelegt.“

„Aber Herr Herwood“, begann Wells verwundert, „ich habe doch gerade ....“

„Ich werde die Sache sofort erklären“, unterbrach der Chef. „Wir alle können einmal Fehler machen; aber ein anständiger Mensch wird sich zu seinem Irrtum bekennen, sobald er ihn ausgefunden hat. So möchte ich vor allem Ihnen gegenüber, Fräulein Dodd, eingestehen, daß ich Ihnen in der Briefangelegenheit unberechtigte Vorwürfe machte.“

Anns Gesicht leuchtete auf über diese Rehabilitierung.

„Zu der Zeit nämlich, als ich Ihnen in dieser Sache Unachtsamkeit vorwarf, lag die Kopie unter meinen Papieren auf meinem eigenen Schreibtisch. Ich fand sie dort noch gestern abend, als ich nach Bureaufluß noch einige Eintragungen machen wollte, und erinnerte mich dann auch, daß ich vorgestern einige Papiere von Herrn Wells' Platz nahm, wobei ich wahrscheinlich die Kopie, die Fräulein Dodd ganz richtig dorthin gelegt haben dürfte, mit aufnahm. Ich erinnerte mich aber auch weiter daran, daß Herr Groß die Kopie noch gestern früh auf Wells' Schreibtisch gesehen haben wollte, was doch offenbar unmöglich war, nachdem sie schon seit dem Abend vorher auf meinem eigenen Platz gelegen haben mußte. Ich kam also auf die Idee, meine Herren Angestellten etwas näher kennen zu lernen, und fertigte noch gestern abend selbst zwei weitere Kopien des Briefes auf der Schreibmaschine an, von denen ich die eine Wells unter seine Schriftstücke legte, die andere Groß in seinen Schreibtisch praktizierte. Heute mittag fand ich dann beim Nachschauen die Fragmente der einen Kopie in Groß' Papierkorb, der sie offenbar aus Angst vor meinem Aerger zerrissen hatte, während Wells sofort zu mir kam und seinen vermeintlichen Irrtum eingestand. Danke, Herr Groß, Sie können gehen; ich brauche Sie hier nicht länger.“

Ein paar Augenblicke zögerte Groß, als ob er noch etwas sagen wollte; dann zuckte er die Achseln und ging hinaus.

Herwood wandte sich mit einem Lächeln an Wells.

„Wenn Sie morgen früh Ihren Schreibtisch ein wenig ordnen wollen, Wells“, sagte er, „dann können wir ihn hier hereintragen lassen; dort am Fenster würde er einen guten Platz haben.“

„Sie meinen, daß ich .... daß Sie ....“, stammelte Wells.

„Ich meine, daß ich als meinen Teilhaber nur einen absolut anständigen Menschen brauchen kann, und den habe ich hoffentlich doch in Ihnen gefunden“, sagte Herwood. „Und Sie, Fräulein Dodd, wenn Sie eine Entschuldigung

von mir ‚altem, zänkischen Grieggram‘ — nicht wahr, so nannten Sie mich ja wohl gestern? — annehmen wollen, so würde ich mich sehr freuen, Ihnen Ihre Stellung bei mir — wollte sagen: bei uns — wieder zurückgeben zu können. Vorausgesetzt allerdings, daß Sie glauben, es wird sich noch für so kurze Zeit lohnen, denn anscheinend wird Herr Wells wohl schon seine eigenen Gedanken über Ihre zukünftige Stellung haben. Wells, wie kann ein Mensch nur ein so verliebtes Gesicht machen!“

„Ich denke, ich weiß schon den ersten Auftrag, den ich als neuer Teilhaber der Firma geben werde“, sagte Wells und lächelte verschmüht.

„Und das wäre?“, fragten Herwood und Anny fast aus einem Munde.

„Ein neues Telephon werde ich mir zu meinem Schreibtisch hier anlegen lassen, damit ich dann meine Frau, so oft ich will, anrufen kann, ohne Sie zu stören, Herr Herwood“, war die listige Antwort.

## Herbstbild.

Von Otto Volkart.

Genießt sie jetzt, der Herbst ist da,  
Die prächt'gen Erntetage!  
Die Glut der Reife fern und nah,  
Am Baum, im Feld, am Hage.

Der Himmel aus dem Silberlicht  
Taucht tief in satte Bläue,  
So heiß und schön herniederbricht  
Die Sonne, — Herz, dich freue!

Die Trauben an den warmen Höhen  
Sind süß und weich die Feigen;  
Der Herdenglocken Friedgetön  
Schwingt in des Mittags Schweigen.

## Rundschau.

### Dollfuss manövriert.

Das österreichische Kabinett ist umgebildet worden. Der revoltierende Vizekanzler Winkler (samt dem Heeresminister Baugoin) schied aus; an seine Stelle trat der Heimwehrführer Fej. Allein die Richtung Starhemberg gewann nicht so sehr Oberwasser, wie viele gefürchtet.

Dollfuß kündigt nun eine Verfassungsreform an. In der Kommission sitzt der Vorarlberger Dr. Ender, der als Demokrat gilt. Auf ihn setzen gewisse Leute große Hoffnungen. Sie wollen wissen, Dr. Ender werde einen Mittelweg finden, um sowohl Dollfuß die nötige Autorität zu sichern, zu gleicher Zeit jedoch die demokratischen Freiheiten zu retten. Man wird ja abwarten müssen, ob er ein so großer Mediziner sei oder nicht.

Wir glauben nicht daran, solange wir sehen, daß die Lösungen rein auf politischem Gebiete gesucht werden. Der straffste Faschistenstaat wird zerschellen, wenn die Volksmassen hungern müssen, und die schönste Demokratie mit der weisesten und erzogensten Bevölkerung geht vor die Hunde, wenn die Demokraten pleite gehen und die Mehrheit der Bürger und Arbeiter nur immer rückwärts wirtschaften oder gar nichts mehr zu wirtschaften haben.

Solange also die politischen Wunderdoktoren nur Verfassungsparagraphen aufstellen, die bestimmen, wann die Gewalt des Landjägers beginnt und die Freiheit des Bür-

gers aufhört, mahlen sie mit leeren Mühlen. Wirkliche Heilfunde würden sie nur sein, wenn sie in jene Gebiete eingriffen, von denen materielles Gedeihen und damit auch seelische Ruhe und Zufriedenheit abhängen. Es ist doch eigentlich zum Greifen einfach, worauf es ankommt: Der frei Erwerbende muß auf seine Kosten kommen, wenn er etwas produziert und seine Produkte absetzt. Auf seine Kosten kommt er nur, wenn er diese Produkte verkaufen kann und wenn die erzielten Preise etwas über den Herstellungskosten stehen. Kann er das, so ist er imstande, die unselbständig Erwerbenden anzustellen, Arbeit zu vergeben. Die Arbeiter aber können hinwiederum nur kaufen und die geforderten richtigen Preise an den Produzenten „entrichten“, wenn sie genügend hohe Löhne beziehen. Dieser Mechanismus funktioniert dann am besten, wenn auch die aus Arbeit und Brot Gestohlenen „als Käufer finanziert“ werden. Man sollte nicht immer nur von „Fürsorge“ und „Unterstützung“ sprechen, sondern von Finanzierung der Kaufmännischen. Jedermann sieht heute ein (wenn er nicht vom Mond gefallen), daß Preis- und Lohngarantien sich am leichtesten schaffen lassen, wenn die Preise samt Löhnen und Unterstützungen entweder lange Zeit stabil gehalten oder aber ganz langsam aufwärts gleitend gestaltet werden, wogegen alles zusammenbricht (auch die Staatseinnahmen!), wenn man Preise und Löhne langsam abwärts gleiten läßt.

Hier also müßte die österreichische Verfassungskommission Arbeit leisten. Hier könnte sie sich Vorbeeren für Gesamteuropa verdienen.

Die englische Presse, welche Oesterreich mit Besorgnis beobachtet (wie auch die französische), äußert sich zu den Dollfuß-Plänen verschiedentlich. Ein führendes Blatt betont, Dr. Ender sei Nachbar der Schweiz. Die Schweiz habe bewiesen, daß ein kleiner Staat jahrhundertlang unabhängig leben könne. Oesterreich möge sich zu einem zweiten derartigen unabhängigen Alpenstaat entwickeln. Sehr fromme Wünsche — und sicherlich fromme, nicht unfromme Wünsche!

Jene geforderte Entwicklung zum innerlich unabhängigen Staat (Voraussetzung für die äußere Unabhängigkeit), setzt voraus die Schaffung des Glaubens an die Möglichkeit, wirtschaftlich existieren zu können. Jeder Bürger müßte diesen Glauben haben. Was heute in Oesterreich vorgeht, sieht leider nicht nach der Ueberzeugung aus, solche Zuversicht zu schaffen, vielmehr nach Versuchen des Kanzlers, sich selbst zwischen Hitler, Mussolini, Winkler, Starhemberg, Ender und Sozialisten zu behaupten. Also vorläufig nur nach Kampf um die Manövrierfähigkeit einer Regierung.

## Auftakt in Leipzig.

Der Druck einer mächtigen Weltmeinung hat die deutsche Gerichtsbarkeit gezwungen, den Brandstifterprozeß öffentlich zu führen. Die ausländische Presse ist dagegen, und man vernimmt viel mehr, als man gehofft. Sehr wahrscheinlich wissen eben auch die Juristen des Dritten Reiches besser als die Politiker, was angeht, und was am Ende nicht mehr angeht. Und man kann sogar hoffen, daß sie zum voraus die geringsten Risiken in Bezug auf das zu fallende Urteil überdacht haben.

Es ist vor allem aufgefallen, daß vorderhand nur gegen den Maurer van der Lubbe die Anklage auf Brandstiftung erhoben wurde — wenigstens las man dies in der Presse so. Die Verhöre brachten etwas anderes zutage: Die Bezeichnung wenigstens der drei gefangenen Bulgaren, van der Lubbe zur Brandstiftung verleitet zu haben.

Gegen Torgler und Konfanten wird geklagt, sie hätten gewaltsam die Verfassung des Rei-

ches zu ändern versucht. Ob die Anklagepunkte als solche feststehen oder zu Beginn nicht genau übermittleit wurden, kann man noch nicht sagen. „Gewalttätige Verfassungsänderung“ — dieser Ausdruck enthält das Programm, welches die Regierung durch den Prozeß verfolgt: Den Nachweis zu erbringen, daß der Kommunismus im Frühjahr 1933 versuchte, die deutsche Republik nach russischem Muster umzustürzen und damit ganz Europa zu bedrohen.

Die Vernehmung van der Lubbes gestaltete sich zu einer traurigen Schau. Offensichtlich ist der Mann nicht vollsinnig. Sein halb irres Lachen, das verschiedene Male über sein Gesicht geisterte, wenn gewisse Fragen berührt wurden, sollte eigentlich den Ausweg offen lassen, ihn als unzurechnungsfähigen Psychomanen in die Irrenanstalt zu schaffen und damit den Brand aus dem Zusammenhang mit der kommunistischen Verschwörung herauszunehmen. Das Programm des Prozesses ist aber irgendwie zum voraus festgelegt und man wird nicht manövrieren können wie man gerne möchte.

Dimitroff: Bulgarischer Verschwörer, Teilnehmer an der Revolte von 23 (nach der Ermordung des Bauernführers Stambuliski), seither flüchtig, betont wie seine Mitangeklagten, sich niemals in deutsche Verhältnisse eingemischt zu haben. Und dies nicht aus Prinzip, sondern weil sie nicht von der Dritten Internationale dazu abkommandiert gewesen. Dem unbefangenen Zuhörer scheint, sie hätten bewiesen, daß sie van der Lubbe nicht gekannt.

Torgler blickt scharf; sein Gesicht leidet, aber es scheint, als sei er noch freien Willens und in den Gefühlen gesund geblieben. Er lächelt, wie er seine Frau im Zuschauerraum erblickt — er weint lautlos beim Anblick seiner alten Mutter. Von ihm ist nichts anderes zu erwarten, als daß er zugibt, was auch Dimitroff zugegeben: Selbstverständlich wollten die Kommunisten die Revolution, weil sie darin das einzige Mittel zur Beendigung der furchterlichen Wirtschaftskrise erblickten. Aber selbstverständlich haben sie nicht den Unsinn begangen, den Reichstag anzuzünden und so den Strid selbst zu knüpfen, an dem sie in den Wahlen baumeln mußten.

Wie weit die Propaganda der Nazis und die These von der Kommunistengefahr in Europa bereits gewirkt, beweist eine Rede des Engländers Lloyd George. „Stört die Nazis nur nicht! Ihr habt sie selbst großgezogen, weil ihr nicht abgerüstet. Stürzt ihr sie, kommt Moskau“, sagt George.

## Keine russische Hungersnot.

Durch die Handelspressen gehen Nachrichten, welche besagen, daß die Weizenexporteure Kanadas und die hinter ihnen stehenden Farmer in großer Besorgnis leben. Geringe Ernte, Dollarfall, U. S. A.-Weizen billig, Kanada unterboten!

Außerdem aber fürchtet Kanada, daß aus Argentinien und Rußland eine Weizenschwemme in die Absatzländer strömen werde. Rußland habe die beste Ernte seit vielen Jahren zu verzeichnen.

Gleichzeitig erklärt der französische Führer der Radikalen, Herriot, der bekanntlich eben aus Rußland zurückgekommen, alle Nachrichten über drohenden russischen Hunger seien Erfindungen der deutschen Nazi-Propaganda.

Das sind zwei Äußerungen, die zu denken geben. Die Handelspresse, die zwar auch politisch orientiert ist, erfindet sicher nicht alles, was ihr gerade paßt, und der Bürgermeister von Lyon wird auch nicht völlig blind gewesen sein, als er durch Südrußland reiste. Mögen ihm die Bolschewiki da oder dort ein „potemkinsches Dorf“ vorgeführt haben, so sah er sicher auch andere Dörfer!